3. Die Entwicklung der Gefäßformen.

Wir haben oben gesehen, aus welchen Quellen die ersten Tongefäße abzuleiten sind. Dieser Ursprung hängt ihnen natürlich noch lange nach, aber bald lernte man den Ton gemäß seiner Eigenart und entsprechend dem Zweck des Gefäßes formen. Die Gefäße erhalten einen tektonischen Aufbau und eine sinnvolle Gliederung. Wir nennen die Teile des Gefäßes (von oben anfangend) „Rand", „Hals", „Schulter", „Bauch", „Fuß", „Boden" bisweilen mit „Standring"; dazu „Henkel" (wenn man mit der ganzen Hand oder wenigstens einem Finger hindurchgreifen kann) bzw. „Schnuröse" (zum Durchziehen einer Schnur zum Aufhängen) oder „Griffzapfen". Selbstverständlich sind nicht bei allen Gefäßen diese Teile einzeln ausgebildet. Die Verschiedenheit der Formen ist sehr groß und ermöglicht durch genaues Studium derselben eine zeitliche Gruppierung sowohl wie eine Abgrenzung engerer Kulturprovinzen (s. Einleitung). Diese Fragen können hier nicht annähernd vollständig behandelt werden, dazu wäre mehr Raum nötig, als uns in diesem Heft zur Verfügung steht. Einige markante Punkte seien herausgegriffen.

Der kugelige Boden (ohne Standfläche) ist sowohl in Nachahmung eines Lederbeutels wie eines Kürbisses oder eines geflochtenen Behälters möglich und bleibt bei manchen Formen noch lange in Gebrauch, obwohl andere schon bald eine Standfläche erhalten, die sich im Ton ja auch von selbst ergibt, wenn ich das eben geformte, noch weiche Gefäß zum Trocknen auf eine glatte Fläche stelle. Aber der Flechtstil hat auch gleichzeitig den Standring den Tongefäßen vermittelt, ist es doch in jener Technik sehr naheliegend, den Boden durch einen untergelegten Ring einerseits zu verstärken, andererseits aber auch dem Behälter einen festeren Stand zu verleihen. Die mehr oder weniger kugelige Form der Gefäße, die den Vorzug hat, einen möglichst großen Inhalt zu fassen, ergab sich sowohl in Anlehnung an Naturformen (Kürbis, Vogelei), als auch an einen gefüllten Hautbeutel, der, wenn er dehnbar ist, von selbst Kugelform annimmt. Und dieselben Anhaltspunkte lagen vor

bei Schaffung eines flaschenartigen Behälters, dessen verengerter Hals sowohl das schnelle Verdunsten wie das Überschwappen der Flüssigkeit verhindert.

Welche Formen von Tongefäßen begegnen uns nun in Deutschland tatsächlich zuerst? Es sind flache, dickwandige Näpfe und hohe Behälter mit geschwungenem Profil und spitzem Boden **(Abb. 2, links)**. Sie gehören der mittleren Steinzeit (Mesolithik, Litorinà-Periode) an und sind innerhalb Deutschlands bisher nur in Schleswig-Holstein gefunden worden als Teile einer das Ostseegebiet umfassenden Kultur, die gleichzeitig mit den ersten Tongefäßen die ersten Anzeichen von Ackerbau und Viehzucht aufzuweisen hat (Kossinna, Mannus-Bibl. 26: Die Indogermanen I, S. 33), alles Kulturerrungenschaften, die erst dadurch möglich wurden, daß der Nomade der Steinzeit teilweise zum seßhaften Ackerbauer zu werden begann. Was wird nun in der jüngeren Steinzeit aus den beiden obengenannten Gefäßformen? Der flache Napf ist eine so primitive Form, daß er fast überall uns begegnet und auch an verschiedenen Orten „erfunden" werden kann, schon in Anlehnung an die gehöhlte Hand oder eine Muschel. Anders dagegen die zweite Form mit dem eigenartig geschwungenen Profil. In ihr ist schon die künftige Unterscheidung von Hals und Behälter vorgebildet, wie es auch durch die Weiterentwicklung bewiesen wird. Die nächste Stufe ist ein Becher mit Kugelboden und abgesetztem Hals und der Abschluß ein „Trichterbecher" mit Standfläche **(Abb. 2)**. Während sich diese Entwicklung in Norddeutschland klar verfolgen läßt, erscheinen



Abb. 8. Bronzezeitliche Tonschale von Abbach (Oberpfalz).
(Nach Katalog 6, S. 117, Abb. 25.)
Saal 4 des Erdgeschosses, Wandschrank Abt. 7

im Rheingebiet ganz ähnliche Formen (**Abb. 3**; Pfahlbauten-Typus, Michelsberger Stufe), deren Zusammenhang mit jenen noch nicht geklärt ist. Der Charakter dieser Stufe ist gewissermaßen ein „Lederstil": gerundete, schön geschwungene Profile, selten Standflachen, wenig Verzierung, bisweilen verdickte Ränder (wie wenn ein Ledersack durch einen eingespannten Holzreif verstärkt wird). Gleichzeitig damit entwickelt sich nun in Mittel- und Nordwestdeutschland eine Keramik in „Korbflecht- oder Gewebestil" (**Abb. 4**), überaus reich verziert durch Striche und Punkte, die oft durch weiße Kalkeinlage herausgehoben werden. Dieser reizvolle Stil hat mannigfache Varietäten hervorgebracht, die im einzelnen hier nicht aufgeführt werden können, und scheint schließlich in der sog. Schnurkeramik zu erstarren, deren Verzierung nicht mehr durch abwechselungsreiche Stiche (meist Doppelstiche) und Linien hervorgebracht wird, sondern durch den Eindruck einer auf den noch weichen Ton gelegten, gedrehten Schnur. Die dritte Gruppe, Gefäße im „Kürbisstil" (**Abb. 5**), ist in Deutschland nicht bodenständig, sondern als Eindringling von Südosten zu betrachten. Er hat auch den am wenigsten nachhaltigen Einfluß aufzuweisen, zumal er manchmal eine Kreuzung mit einem einheimischen Stil eingegangen hat. Ganz am Ende der Steinzeit erscheint von Westen her, aus Gebieten, die unter der Einwirkung der Mittelmeerkultur standen, ein weiterer Gefäß-Typ, die Zonenkeramik, deren geometrische Dekorationen in Zonen um das Gefäß gelegt sind.

Wie ist nun die Weiterentwickelung dieser in großer Mannigfaltigkeit vor uns stehenden neolithischen Tongefäße in den folgenden Perioden, zunächst in der anschließenden Bronzezeit? Es scheint ein Rückschritt zu verzeichnen zu sein, wenigstens hat die Kenntnis der Metalle die Bedeutung der Tongefäße sehr in den Hintergrund treten lassen. Vielleicht benutzte man mehr Holzgefäße, die weniger leicht zerbrachen und durch Bronzewerkzeuge leichter herzustellen waren als mit neolithischen Feuersteinmesserchen. Eine gute Stütze erhält diese Vermutung dadurch, daß auch die Kerbschnittverzierung, die uns in der Bronzezeit an Tongefäßen begegnet, auf Holzgefäße hindeutet (**Abb. 6**). Als nun vollends in der jüngeren Bronzezeit die ersten Metallgefäße in Deutschland aufkamen, erhielt die Töpferei eine gefährliche Konkurrenz, die aber andererseits wieder befruchtend auf sie gewirkt hat. Goldgefäße waren zu

kostbar und infolge des weichen Materials nur von beschränkter Verwendbarkeit. Besser sind schon Bronzegefäße. Aber auch bei ihnen ist die allgemeine oder gar ausschließliche Verwendbarkeit dadurch beschränkt, daß die Herstellung größerer Gefäße, abgesehen von den Kosten, nur in größeren Betrieben angängig, eine Herstellung im Hause also unmöglich ist. So blieben also Tongefäße immer unentbehrlich, wenn sie auch oft als billiger Ersatz empfunden wurden. Das zeigt die Beeinflussung der Formen durch den Metallstil. Gerade die jüngere Bronzezeit Süddeutschlands bemüht sich, ihren Tongefäßen dieselben scharfkantigen Profile zu geben, wie die Metallgefäße sie durch den Charakter des Materials haben (**Abb. 7**). Ja, bisweilen werden Metallgefäße unmittelbar kopiert in Ton, so z. B.*) die bronzezeitlichen Goldschalen (**Abb. 8**) oder in der älteren Eisenzeit halbkugelige Bronzetassen mit Tierkopfgriff u. a., endlich in der jüngeren Eisenzeit Bronzeamphoren unter Weglassung der Henkel usw.

*) Die neolithische Vase von Bschanz (Altertümer V, Taf. 67, 1222), die bisweilen als Metallnachahmung angesprochen wird, ist m. E. entstanden durch Zusammenwachsen zweier Fußschalen, die mit den Mündungen aufeinander gestellt sind.